

## Zu Besuch im Benediktinerkloster Ottobeuren

### Langes Leben

**Handwerker und Intellektuelle bilden eine Gemeinschaft. Der Eine, ein ehemaliger Lastwagenfahrer, pflanzt das Gemüse für die 25 Mönche in der Benediktinerabtei Ottobeuren. Der Andere, ein Theologe, erfasst gerade 20000 in Schweinsleder gebundene, jahrhundertealte Bücher. Er hat genug Zeit, findet er.**

#### MICHAEL WALTHER

Es ist Sonntag morgen. Das Sonnenlicht fällt in den haushohen, stuckverzierten "Kaisersaal" im Westflügel der Benediktinerabtei Ottobeuren. Hier fanden früher die weltlichen Anlässe der vom Krieg und Wehrdienst befreiten Abtei statt. An den Säulen im Saal lehnen die fünfzehn Habsburger Kaiser, die der Abtei während ihrer Geschichte Schutz boten.

Am Samstag hat im "Kaisersaal" eins der Ottobeurer Konzerte stattgefunden. Die Pianistin Micaela Gelius und die Sopranistin Lan Rao, eine gebürtige Chinesin, interpretierten Schubert, Schumann und Liszt – Lieder, die oft mit dem Wort "Ich weiss nicht, was soll es bedeuten" begannen, Lieder, die von Liebe, Schmerz und Vergehen handelten. "Die Sopranistin hätte leicht die Basilika ausfüllen können", meint Pater Markus, einer der Theologen unter den Benediktinerpatres und -fratres, die heute in der Abtei leben, am Tag danach. Für die Mönche herrschte während des Konzerts, das von halb acht bis halb zehn Uhr dauerte, bereits Silencium.

Nun eilt Pater Markus quer durch den "Kaisersaal" von der Bibliothek zum Museum. Er hat dazu den Künstlereingang benützt. Den vielen Gästen, die das Museum der Abtei besuchen, ist der Zugang zum Saal an diesem Morgen verwehrt. Aus dem Flügel, der immer noch unter dem Fenster steht, klingen rassige Töne. Ein Mönch in der schwarzen Kutte sitzt an den Tasten. Er spielt Boogie-Woogie.

Das heutige Benediktinerkloster ist der fünfte Bau in Folge in der Geschichte des Ottobeurer Klosters im unteren Allgäu. Es umfasst eine Fläche von gut 400 auf 400 Meter. Die Klostermauer im Süden grenzt unmittelbar an eine der Hauptstrassen des Marktflecks. Die Basilika thront über dem Ort. Abends wirft sie ihren Schatten über den ganzen Hauptplatz. 89 Meter hoch sind die Türme. Der Marktplatz ist nicht länger. Zusammen mit einer verschwundenen früheren Gartenanlage im Süden stellt der Komplex ein Kreuz dar. Doch das ist nur vom Himmel her einsichtig. Ottobeuren selbst hat nur gut 7000 Einwohnerinnen und Einwohner. Neben dem Klosterbau wirkt der Ort wie eine Miniatur. Von der Kubatur her könnte wohl das ganze Dorf im Kloster verschwinden. Endlos sind die Gänge, die offenen und geschlossenen Kreuzgänge, ungezählt die Säle, die Zimmer auf drei Stockwerken und in den Kellern. Aussen ist die Abtei relativ schlicht. Die Steinquader sind wie vielerorts in der Umgebung im Fresko-Stil aufgemalt. Doch drinnen biegt sich der Bau von den barocken Stuckaturen.

Heute leben 25 Mönche in der Gemeinschaft. Solide Handwerker sind unter ihnen

ebenso wie die Intellektuellen. Doch auch die Handwerker sind mit den Jahren ihrer Einschliessung philosophisch geworden. Bruder Gebhardt ist einer von ihnen. Ohne gleich so gebrechlich zu sein, könnte der 79-Jährige leicht den Papst doubeln. Mit seinen blauen Augen, dem weissen Haar und der brauen Kutte strahlt er viel Würde aus. Es fehlen nur noch wenige Tage, dann sind es 50 Jahre seit seinem Eintritt in das Kloster. Seit dieser Zeit amtet er als Bäcker und Imker der Klosterwirtschaft. Damit hat er seinen Vorgänger, Alphons, der es auf 30 Jahre gebracht hat, schon bald einmal überrundet.

Das Bienenhaus im Süden des Klosters, neben einer blühenden Magerwiese gelegen, zählt zum Schönsten des ganzen Klosters. Knapp hundert Völker leben hier, die der Mönch immer wieder nachzieht. Alles riecht nach altem warmem Holz und nach Wachs. Die Bienenkästen macht Gebhardt von Hand nach, wenn es denn einmal sein muss. Sie halten 30 Jahre. Die Schleuder und das Zertifikat des Bunds der deutschen Bienenzüchter sind ebenso vorhanden, wie das Brännchen, in dem Gebhardt nach jeder Berührung eines Bienenkastens die Hände wäscht, um den Geruchssinn seiner Bienen nicht durcheinander zu bringen.

In der Bäckerei produziert Gebhardt jede Woche ein Roggen-, ein Kornbrot, Semmeln und am Sonntag Zopfbrot mit Rosinen, bestreut mit Puderzucker. Beliebt seines Brots wegen war der Mönch schon in Russland, wo er in den vierziger Jahren in Kriegsgefangenschaft geriet. Er buk damals für die Truppen, so dass sie ihn kaum mehr gehen lassen wollten, als er nach Rumänien verlegt wurde. Eine Russin hatte ihm damals "Ich liebe Du" gesagt. Doch daraus wurde nichts. Fast schade, möchte man sagen, wenn man Gebhardt anschaut, dass er der Frauenwelt vorenthalten blieb.

Während man vielen Männern und Frauen vor den Klostermauern schon in frühen Jahren ansieht, wie das Leben sie verbraucht, ist etwas Reines an Gebhardt. Das hat sicher nicht nur damit zu tun, dass er sich stets weigerte, eine Wirtschaft aufzusuchen. Ironisch nennt er sein Leben ein langes Gefängnis. Wenn er denn einmal erlöst wird, hat er sich hinter den Klostermauern das ewige Leben wohl verdient. Nur ein Nachfolger hat sich noch nicht gefunden. Hin und wieder stellen sich Junge ein, denen er geduldig das Leben der Bienen erklärt. Nach einer Weile der Begeisterung sind sie aber immer wieder abgesprungen.

Während die Eingänge für die Kutschen der weltlichen Herrscher und die Räume, in denen sie sich aufhalten durften, im Westen liegen, haben die arbeitenden Mönche ihre Räume an den schönsten Lagen des Klosters. Nach Süden sieht man weit in die Hügel. Nach Osten fällt das Kloster weit bis zur Mauer leicht ab. Mitten durch fliesst der Klosterbach. Zwetschgen reifen. Insekten summen. Gleich hinter der Mauer stehen die Geschäfte von Ottobeuren. Von jener Geschäftigkeit ist in der grossen Wiese diesseits der Mauer jedoch nichts zu hören.

Stattdessen steht Bruder Josef in Gummistiefeln im Gras und sprüht in einem weiten Bogen die Felder seiner Salate, Zwiebeln, Bohnen, Karotten und Kohlrabi. Tomaten und Gurken gibt es im Gewächshaus. Er, der Klostergärtner, war früher Lastwagenfahrer. Und entsprechend fallen manchmal auch die Witze aus, die sich

die arbeitenden Mönche – bei aller Pietät – erzählen.

Was das Kloster an Gemüse braucht, zieht Josef zum grössten Teil selbst. Er besorgt auch die Verarbeitung. Der Grossteil der Erträge verschwindet in den Tiefkühlern in den Kellern der Klosteranlage. Früher gab es an die Mauer anliegend noch einen Laden, in dem die Frischwaren verkauft wurden. Selbstverständlich gehörten Stallungen zum Kloster. Der Schweinekoben lag ebenfalls nicht weit entfernt. Auch ihr eigenes Bier braute die Abtei. Heute freilich hat ein Memminger Brauereibetrieb die Räume gemietet. Die Bürgerinnen und Bürger von Ottobeuren kommen am Freitag abend per Ford oder Opel her, um sich mit Getränk aller Art einzudecken. Statt des äbtischen Biers werden hier nun die gleichen Allerweltsmarken wie überall vertrieben. Nach getaner Arbeit trinken die Angestellten auf dem staubigen Platz vor der Mauer ein Bier.

Das Feld ist gesprüht. Bruder Josef stellt den Schlauch ab und steigt auf das Klostermofa. Es hat ein Nummernschild wie anno 1960. Bruder Josef knattert quer durch die Wiese davon. Das Mofa wirkt zeitlos. Josef braucht es ja nur auf dem Klostergelände. Unter den steinernen Arkaden auf der Ostseite des Klosters stehen noch mehrere dieser Fahrzeuge. Auch Glasscheiben, Holzresten und Metallteile liegen herum, für die Aussenwelt uneinsehbar. Mehrere Werkstätten und Keller grenzen aneinander. Hier wird alles gefertigt, was für die Hauswartung nötig ist. Der Geruch, das Licht, die Kühle der Räume, all das erinnert an Werkstätten aus der Grossvaterzeit.

Derweil geht es langsam zum Essen. Im Speisesaal treffen die Gäste von aussen ein, die diese Woche gerade ein Teilhard-de-Jardin-Seminar absolvieren und darüber streiten, wie viel Evolutionslehre die Genesis verträgt – oder wie viel Genesis die Evolution. Neben dem Saal befindet sich noch ein kleineres Zimmer. Es ist gerade ein Fenster breit. Dieses steht offen und geht auf den Haupthof mit den beiden Brunnen. Sie stehen wie immer über Mittag still. Nur zu den Arbeitszeiten sprudelt die Quelle.

Im Zimmer steht längs ein Esstisch mit acht Plätzen. An der Wand steht eine Kommode mit einigen Gläsern. An den Wänden hängen Ölbilder von Frauen – Namenlose im Unterschied zu den Geistlichen, die in den Gängen angeschlagen sind. Hier essen diejenigen Gäste, die die Ehre haben, einen Mönch zu kennen. Eben kommen Bruder Tobias und seine Eltern herein. Die sind etwa 70 Jahre alt. Die Mutter ist eine Frau von normaler Statur. Der Vater ist lang und hager. Sohn Tobias, den sie genährt haben, überragt sie in allen Dimensionen. Unter der Kutte versteckt sich ein wohlgenährter Leib.

Der studierte Ökonom ist zuständig für alles Geschäftliche der Klosterwirtschaft. Seitdem bei der Säkularisierung vor zweihundert Jahren das Kloster an den Staat ging, ist dieser für die Gebäulichkeiten zuständig. Manche sagen, das Kloster könne heute von Glück reden, dass es damals verstaatlicht wurde. Heute würde sich den Gebäudeunterhalt niemand mehr sonst leisten können. Wenn jemand mit dem Staat über die Sanierungen redet, ist es Bruder Tobias. Mit seinen knapp 40 Jahren wirkt er wegen seiner Korpulenz gesetzter als mancher Seniorchef in einer oberen Etage.

Noch eine andere Funktion hat Bruder Tobias. Er ist der klösterliche Schnapsbrenner. Traditionsgemäss produziert heute er den bitteren Schnaps aus der Kalmuswurzel, die dem Enzian verwandt ist. Klosterleben heisst eben nicht Verbot. Mönchsein bedeutet Freisein, abgesehen vom Tagesablauf und von den Klostermauern. Trotz oder wegen der Einschliessung – man ist hier von manchem entbunden. Selbstverantwortung wird erst möglich.

Das Esszimmer ist schlicht. Es gibt nicht einmal Stuckatur an der Decke – und die ziert sonst noch den letzten Nutzraum. Gewichtig ist jedoch, was auf den Tisch kommt. Da gibt es Sauerbraten, Rotkraut und Spätzle vom Feinsten. Dazu einen Salatteller und die schwäbische "Hochzeitssuppe". Sie enthält Fleischbrühe, Brätlnödel mit etwas geraffelter Zitronenschale und Backerbsen. Von allem kann man zwei Teller haben. Zum Schluss gibt es Eis. Das Geschnetzelte mit den Pilzen an Weissweinsauce, die Kartoffelecken mit den vielen Zwiebeln und das frische Karottengemüse tags zuvor stand dem heutigen Essen nichts nach. "Ora, cena et labora" heisst wohl in Wahrheit das Motto der Benediktiner. Wer viel arbeitet, soll auch viel essen. Im wesentlichen erhalten die Mönche das gleiche Menu, wie es den Gästen gebührt. Vielleicht fehlt einmal ein Gang. Man würde das Menu komplett nach dem vierten Tag ohnehin nicht mehr schätzen.

Doch üblicherweise essen die Mönche in einem Saal im untersten Stock des Südflügels, mit direkter Sicht auf die Wiese. So schön das Zimmer im Sommer ist, so kalt mag es im Winter sein. Neben dem Pult, wo einer der Ihren während des Essens die Lesung abhält, steht daher ein gusseiserner Ofen. Einen Stock höher war früher der Gerichtssaal des Abtes. Ein Lift von dort führte direkt am Kamin vorbei in den Karzer.

Pater Markus ist müde. Er reibt sich die Augen. Die Tage beginnen früh in der Benediktinerabtei, in der Regel um fünf. Da ist bis nach dem Mittagessen schon viel Zeit vergangen. Die Mönche sind für das Predigen in der Basilika ebenso zuständig wie in den Bauernortschaften im ganzen Umkreis. Pater Markus hat in jahrelanger Arbeit eine Sammlung die Krippenfiguren im Museum zusammen gestellt. Die vielen weltlichen und geistlichen Figuren aus Papier-maché geben einen Einblick in das vergangene Leben des Kloster- und Markorts Ottobeuren und waren sorglos in Kisten verstaut. Öffentlich zugänglich ist auch der Speisesaal der ehemaligen Residenz, in dem früher die geistlichen und weltlichen Herrscher zusammen tafelten. Nur ein Teil der Einrichtung ist erhalten. Der grosse Rest ist bei der Säkularisierung geplündert worden. Viele weitere Räume sind leer. Nur noch ihr Zweck ist bekannt. Ein Teil der Hausapotheke ist noch vorhanden. Intakt ist noch der Raum, dessen Holzwände voll Intarsien sind. In seinen versteckten Wänden waren alle Urkunden aufbewahrt. Sie haben die Truppen der Säkularisierer übersehen. Ausserdem gibt es einen Theatersaal. Alles stammt aus einer Zeit, in der die Kultur, die Bildung und die Wissenschaft noch hauptsächlich innerhalb der Klöster stattfanden. Im Theaterraum führten die Klosterschüler Stücke, die von den Mönchen verfasst worden waren, zur Erbauung erlauchter und sonstiger Gäste auf. 50 Mönche waren es zur Blütezeit. Hunderte Klosterschüler bevölkerten damals die riesige Klosteranlage und das Gymnasium.

Heute unterrichtet Pater Markus ausserhalb der Klostermauern am Gymnasium im Schulzentrum von Ottobeuren. Seine Hauptarbeit ist jedoch die Katalogisierung der Klosterbibliothek. 20000 in Schweinsleder gebundene Drucke und Handabschriften zum Teil aus dem neunten Jahrhundert wiegt der Schatz.

Die Bibliothek ist für gewöhnliche Besuchende geschlossen. Sie ist so gross wie eine Turnhalle. Nur die Architektur ist eben barock. Über den ersten fünf Metern steht noch eine drei Meter hohe Galerie. So prunkvoll die Einrichtung auch ist, um die Bücher hat sich niemand gross gekümmert. Dafür fehlte die Zeit. Erst seit drei Jahren pflegt Markus die Bücher und katalogisiert sie.

Die Bände lagen unordentlich auf- und stehen noch heute ohne Ordnung nebeneinander. "Dabei sollten die Bücher Licht haben", sagt Markus. Ein paar Tausend Bände, die in den Gestellen der Bibliothek keinen richtigen Platz hatten, hat er inzwischen in einen andern Raum gezügelt, darunter viele kleinere. Unter ihnen sind Miniaturbände, Breviere und Liliputbücher, in denen die Mönche das ihnen Wichtigste in Kleinstschrift festgehalten haben. Das Lesen dieser kleinsten Buchstaben ist ein Problem. Aber noch viel weniger vorstellbar ist, wie die Mönche so fein geschrieben haben. Rund 50 Stück dieser Kleinode stehen über einem Türrahmen in diesem neuen Büchersaal – dem Büro von Pater Markus. Die Bände sind ein Schatz, den man sonst in einem Tresor sichern würde. Hier genügen ein paar Feuermelder. Zwar ist das Ganze in einem Kloster. Sonst aber sind die Bücher relativ frei zugänglich.

Da gibt es wertvolle Atlanten. Viele Bände haben einen farbigen Umschlag. Beschriebenes Pergament von Bänden, die nicht mehr gebraucht wurden, wurde für den Einband neuer Bücher verwendet. Recycling nach der Façon des Mittelalters. Ein Band enthält als Umschlag das Fragment eines zweckentfremdeten Chorals. Die Noten schmücken einen Inhalt, den niemand kennt. Denn was in diesen 20 000 Bänden steht, weiss niemand so genau. Der Schatz ist ungehoben. Weil Mönche früher Universalgelehrte waren, kann es gut sein, dass der Inhalt die eine oder andere wissenschaftliche Erkenntnis umkippt – wenn denn die Bücher einmal gelesen sein sollten.

Bis dahin erfasst Markus Buch um Buch nach etwa zehn Stichwörtern. Um den Inhalt kümmert er sich noch kaum, sofern nicht die Titelseite fehlt und er blättern muss, um auf den mutmasslichen Buchtitel zu kommen. Er erfasst Druckort, Alter, Autor – die technischen Angaben. In der Bibliothek steht Regal an Regal, soweit das Auge reicht. Nimmt er sich jeden Tag eine bestimmte Menge vor? "Nein", sagt er. "Damit würde ich mich nur unter Druck setzen." Manches Buch nehme mehr Zeit in Anspruch als andere, vielleicht Stunden. Hochrechnungen anzustellen, wie lange seine Arbeit dauern wird, das macht keinen Sinn. Die Riesenarbeit werde ja sein ganze Leben verbrauchen, wirft man ein. "Nein, nein", meint er nur, "wissen Sie, wenn man lebt wie wir hier, dann hat man viel Zeit."

Sich seiner Zeit sicher zu sein, zu wissen, dass man genug davon hat, das ist ein Privileg. Dabei beschäftigt Markus sich längst nicht nur mit der Bibliothek, dem Predigen und dem Unterrichten. Mehr oder weniger funktioniert die

Brüdergemeinschaft Ottobeuren zwar noch als lebendige Gemeinschaft. Und doch sind die Mönche längst nicht mehr autark. Manchmal denkt Pater Markus darüber nach, ob sich nicht die Klöster der Umgebung zu grösseren Verbänden zusammenschliessen sollten – um so lebendigere Gemeinschaften im alten Stil zu bilden. “Im Zeitalter der Fusionen läge das doch im Trend”, findet er, wohl wissend, dass das Unterfangen mehr als schwer möglich ist, hat doch jedes Kloster seine eigene Tradition.

Ist er so etwas wie der Chefstrategie, der politische Kopf, des Klosters? Es gehe ihm nicht darum, eine gewisse Position anzustreben, antwortet Markus und weist damit ungefragt auf einen besonderen Aspekt klösterlichen Zusammenlebens hin: den der Gruppendynamik. Was er tue, tue er aus inhaltlichen Gründen, sagt er. Wenn es Neider gebe, dann gehe es darum, zu dem zu stehen, was man mache. Authentizität als Antwort auf Konflikte – es schwant einem, dass es hinter nicht anders ist als vor den Klostermauern. “Selbstverständlich”, bestätigt Pater Markus, “Beziehungsfragen stellen sich auch im Kloster.” Folglich ist auch Sozialkompetenz genauso gefragt wie draussen. “Mehr noch”, meint Markus, “wir leben bleibend in der gleichen Gruppe. Da muss man Sozialkompetenz erst recht entwickeln.”

Es ist Nacht. Die Gäste im Haus verhalten sich wohlanständig und haben sich in ihre Zimmer zurückgezogen. Sogar die Glastüren, die die Gänge in einen inneren, einen noch inneren und in den innersten Zirkel im Klosterbereich abtrennen, haben sie artig, wie es vorgeschrieben ist, abgeschlossen. Die Brunnen im Hof sind längst wieder abgestellt. Kaum brennt noch irgendwo ein Licht, mit Ausnahme des Rauch- und Aufenthaltszimmers, in dem sich auch einige gängige theologische Werke der heutigen Zeit für gewöhnliche Lesende befinden. Auf dem Sofa sitzt Markus. Der Fernseher läuft. Es kommt eine Serie. Pater Markus verbraucht seine Zeit.

#### *4.7.01, unveröffentlicht*